

gibt hierüber Auskunft (Bd. III 659): Die Klunglerin ist, nach weit verbreitetem Glauben, aber unter von Gegend zu Gegend wechselnden Namen, eine Unholdin, die im wilden Heer mitzieht und in den Nächten um Weihnachten Nachschau hält, ob die Mädchen ihren Rocken abgesponnen haben. Ist dies an einem Ort nicht der Fall, so wird die Faule entführt und schrecklich bestraft. Bullinger verwendet dieses Motiv offensichtlich nur als scherzhaften Kinderschreck. Es scheint, daß damals, wie heute der St. Niklaus, etwa auch eine leibhaftige Klunglerin in den Häusern auftrat. Das Idiotikon zitiert an anderem Ort (neben unsern Versen!) auch eine Stelle aus der 1569 erstmals aufgelegten Schrift „Vom Gspänstern, Unghüren ... und andern wunderbaren Dingen“ von Ludwig Lavater, Bullingers Schwiegersohn: „Das ist gemein by uns, daß einer oder eine, damit die kind recht tüegind, ghorsam seiend und empsig arbeitind, sich verkleidet und die kind brögt [durch die Vermummung erschreckt]; da sagt man den kinden, es sye die stupfnas oder muotter klunglerin.“ Bis in die neueste Zeit reichende (z. T. ausgeartete) Reste des Brauches sind unter Chlungeli-Nacht im Idiotikon (IV 656) beschrieben.

Fragwürdig in der Fassung und Interpunktion, wie Weisz sie gibt, mutet auch die Stelle an: „... schütt d gfieder. Die Kunklen, spring ihr zu dem Grind.“ Im Idiotikon an anderm Ort lautet sie (nach welcher Quelle ist leider nicht mehr zu ermitteln, vermutlich aber nach Exzerpt aus der Handschrift): „und schütt das gfider der kunklen, spring ir zuo dem grind“, was einen besseren Zusammenhang ergibt, nur muß „gfider“ dann nicht als „Kissen“, sondern im eigentlichen Sinne aufgefaßt werden; die Kunkel mit dem Werg daran wird offenbar einem Federvieh verglichen, das herzlich angepackt werden soll.

Ein paar kleinere Unstimmigkeiten seien bei dieser Gelegenheit ebenfalls erwähnt: „Schoch“ heißt nicht windig, sondern ist eine Interjektion des Kältegefühls und wird selten auch für kalt verwendet (Id. VIII 112, wo wiederum unsere Stelle als Beleg). „Kybend nit“ ist mit „seid nicht böse“ ungenügend wiedergegeben; das Wort bedeutet entweder grollen oder, was wohl hier gemeint ist, zanken. Wenn man es schon für nötig fand, „grind“ zu erklären (wobei „Haare“ wohl besser weggeblieben wäre), so hätte es vielleicht auch nichts geschadet, zu sagen, daß „fast“ („es spinnt fast fyn“) noch nicht die moderne Bedeutung hat, sondern im Sinne von „sehr“ steht.

Diese paar Berichtigungen und Ergänzungen sollen dem Leser die Freude an dem gereinigten Bullingerschen Familienbild nicht schmälern, sondern nur zum bessern Verständnis beitragen.

Hans Wanner

LITERATUR

Karl Schottenloher: Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts, in: Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, begründet von Joseph Greving †. Herausgegeben von Wilhelm Neuß. Heft 76/77. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster/Westfalen 1953. 274 Seiten.

Karl Schottenloher, der Verfasser der Bibliographie zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung, legt hier ein wichtiges Werk vor. Es ist aus den

Vorarbeiten des Autors hervorgegangen, welche ein Gesamtverzeichnis des Schrifttums zur Zeit der Glaubensspaltung mit auszugsweiser Angabe des Inhaltes der Bücher zum Ziele hatten. Das Material Schottenlohers ist, wie auch ein großer Teil der Drucke des 16. Jahrhunderts, bei der Zerstörung der Bayerischen Staatsbibliothek in München im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden. Aus geretteten Teilen und Aufzeichnungen gelang es Schottenloher, das vorliegende Buch zu gestalten, das Deutschland und die deutsche Schweiz zum Gegenstand hat, die letztere allerdings nicht mit der Absicht einer vollständigen Verzeichnung der Vorreden. Das Thema der Widmungsvorrede der deutschen Reformation war noch nie zum Gegenstand einer systematischen Untersuchung gemacht worden. Gewiß hatte auch das Mittelalter seine Widmungsvorrede, man denke nur an die Briefe Alkuins, aber sie blieb in Anbetracht der handschriftlichen Verbreitung der Bücher auf kleine Kreise beschränkt. Mit dem Buchdruck änderte sich dies, indem sie „in den meisten Schriften der eigentlichen Veröffentlichung wie ein Herold vorausgeht und diese in Gestalt eines erläuternden Briefes, darüber hinaus mit allen möglichen Mitteilungen ihre eigenen Wege geht und damit eine gewisse Selbstständigkeit erreicht“, wie es Schottenloher einprägsam formuliert. Den Humanisten war es beschieden, bei der Ausgabe der antiken Klassiker durch die Widmungsvorrede mit Selbstbewußtsein vor die Öffentlichkeit zu treten. In diesem Bereich war Erasmus von Rotterdam der bahnbrechende Geist gewesen, und nun erobert sich die neue Form der Publizität auch das reformatorische Schrifttum. Mit 390 ausführlichen Inhaltsangaben von Widmungsvorreden, die aus dem Zeitraum von 1501 bis gegen 1590 ausgewählt sind, zeigt Schottenloher die große Mannigfaltigkeit dieser geschichtlichen Quellengattung. Dann folgen Erörterungen über die Widmungsempfänger, das Mäzenatentum und über die in den Vorreden sich spiegelnden gesellschaftlichen Vorteile für den Verfasser. Ins Zentrum stößt das Kapitel über die Widmungsvorrede als geschichtliche Quelle. Hier treten Biographisches, Humanismus und Reformation, Schulwesen und Universitäten, Wissenschaftspflege und auch Zeitgeschichtliches in das Blickfeld des Lesers. Auch manche kulturgeschichtliche Züge lassen sich aus den Vorreden herauslesen. So hören wir, daß Mathias Flacius in Basel das Evangelienbuch Otfrieds von Weißenburg herausgab, da einer seiner Freunde aus Zürich die Antwort erhalten hatte, „es wolle dort kein Drucker die Veröffentlichung übernehmen, weil niemand die Sprache verstehe“ (1571). Verweilen wir noch etwas bei den Verfassern der Vorreden und bei den Empfängern der Widmungen, so finden wir Luther und Melanchthon, Beatus Rhenanus, Reuchlin, Glarean und Erasmus, sodann die bedeutenderen Basler Drucker, weiter Vadian, Bullinger, Josias Simler, Konrad Geßner, Johannes Fries, Sebastian Münster, den Basler Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee und den Oberhirten der Diözese Sitten, Hildebrand von Riedmatten. – Schottenlohers Buch wird auch der Geschichte der Reformation in der Schweiz reiche Anregung bieten. Vieles wäre bei einer planmäßigen Durchsicht noch in den schweizerischen Büchern des 16. Jahrhunderts zu finden. Wir möchten das Werk gerne der grundlegenden Studie Walther Köhlers über „Huldrych Zwinglis Bibliothek“ an die Seite stellen.

Anton Largiadèr